

Predigt zu Markus 12,41-44: Selbstbewusst und großzügig

Evangelischer Universitätsgottesdienst zum Semesteranfang am 16.07.2024

Prof.in Dr. Isolde Karle

Der Predigttext für den heutigen Gottesdienst steht in Markus 12,41-44. Der Abschnitt trägt die Überschrift „Das Scherflein der armen Witwe“.

Und Jesus setzte sich dem Gotteskasten gegenüber und sah zu, wie das Volk Geld einlegte in den Gotteskasten. Und viele Reiche legten viel ein.

Und es kam eine arme Witwe und legte zwei Scherflein ein; das ist ein Heller.

Und er rief seine Jünger zu sich und sprach zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch: Diese arme Witwe hat mehr in den Gotteskasten gelegt als alle, die etwas eingelegt haben. Denn sie haben alle etwas von ihrem Überfluss eingelegt; diese aber hat von ihrer Armut ihre ganze Habe eingelegt, alles, was sie zum Leben hatte.

Liebe Gemeinde!

1. Moralisches Vorbild

Drei Seiten unserer Erzählung will ich näher beleuchten. Die erste ist ihre moralisch beeindruckende Seite: Eine arme Witwe geht zum Tempel. Sie hat nicht viel, aber das, was sie hat, spendet sie. Jesus setzt die kleine Spende der armen Witwe in Beziehung zu den großen Spenden anderer Tempelbesucher. Jene anderen haben absolut gesehen viel mehr als die arme Witwe gespendet. In Relation zu ihrem Vermögen war es jedoch viel weniger. Die anderen Besucher haben von ihrem Überfluss abgegeben. Die Witwe gab ab von dem, was sie eigentlich zum Überleben nötig gehabt hätte.

Die Witwe ist ein Vorbild, was ihre außerordentliche Großzügigkeit angeht. Wenn wir auf uns selbst schauen, dann werden die meisten von uns zugestehen müssen, dass sie eher zu der Gruppe gehören, die beim Spenden von ihrem Überfluss abgeben. Aber es

gibt auch unter uns solche, die wenig haben und die in Relation zu dem, was sie haben, über die Maßen großzügig sind.

Dabei geht es nicht nur um Geld-, sondern auch um Zeitspenden. Ich denke beispielsweise an Studierende, die als Talent Scouts in die Schulen gehen. Sie sprechen mit Schülerinnen und Schülern, die von sich aus nicht an ein Studium denken würden, weil sie aus Familien mit bildungsfernem Hintergrund kommen. Die Talent Scouts ermutigen sie, über ein Studium nachzudenken. Sie tun das, weil sie selbst aus solchen Familien kommen. Manche von ihnen haben finanziell zu kämpfen, aber sie betrachten sich nicht als solche, denen man helfen müsste, sondern als solche, die etwas zu geben haben, die andere ermutigen, die Welt der Universität zu entdecken und ihre Talente zu entfalten. Oder ich denke an Studierende oder Mitarbeitende, die neben dem Studium oder Job ehrenamtlich in der Telefonseelsorge aktiv sind und sich die Probleme und Sorgen von Menschen anhören. Viele Menschen fühlen sich einsam und sind dankbar, dass sie bei der Telefonseelsorge jemanden erreichen können, der empathisch und geduldig für sie da ist. Oder ich denke an diejenigen unter uns, die eigentlich immer voll beschäftigt sind, aber trotzdem noch in ihrer Freizeit ehrenamtlich aktiv sind und sich für andere einsetzen – sei es in einer Kirchengemeinde oder im sozialen oder politischen Bereich. Wir alle haben die Möglichkeit, sowohl Geld als auch Zeit für andere zu spenden.

2. Mit Lust großzügig sein

Kommen wir nun von der moralisch beeindruckenden Seite zur Rückseite der Moral. Man kann unsere Erzählung nämlich auch moralisierend verstehen. Man kann sie leicht als eine Entwertung der Spenden derer ansehen, die „nur“ von ihrem Überfluss abgeben. So interpretiert bekommt unsere Erzählung einen negativen Beigeschmack. Statt sich über die Großzügigkeit im Kleinen wie im Großen zu freuen, entsteht das bedrückende Gefühl: eigentlich spendest du nicht genug, die arme Witwe tut viel mehr als du. Eigentlich tun wir alle nicht genug, eigentlich genügen wir dem göttlichen Maßstab nicht. Wir sind allzumal unnütze Knechte und mangeln des Ruhmes, den wir bei Gott

haben sollen, könnte man dann mit den einschlägigen Bibelstellen formulieren. Dann entsteht schnell ein unangenehmes Klima moralisierender Kleinherzigkeit und Enge. Oft genug ist unsere Erzählung in diesem Sinne verstanden worden, deshalb erwähne ich diese fehlgeleitete Interpretation ausdrücklich. In solch einem Klima moralischer Kleinherzigkeit werden Menschen immer kleiner und gedrückter, statt dass sie wachsen und stark und frei werden. Das hat Jesus definitiv nicht gewollt!

Wie so oft, kommt es im Fall des Spendens und der Großzügigkeit darauf an, womit der Vergleich hergestellt wird. An die Witwe, das ist klar, kommt so schnell keiner heran, sie ist moralisch über jeden Zweifel erhaben. Aber auf der anderen Seite dürfte es genügend Leute geben, die, obwohl sie im Überfluss leben, überhaupt nichts oder sehr wenig zu geben bereit sind. Verglichen mit dieser Gruppe, erscheinen die Spenden derer, die von ihrem Überfluss abgeben, durchaus als wichtig und bedeutsam. Denn auch wenn viele arme Witwen ihr Scherflein beigetragen hätten, den Tempelbetrieb damals in Jerusalem hätte man von diesen Beiträgen nicht finanzieren können. Und auch heute ist es so, dass Kirche und Diakonie oder auch das Deutschlandstipendium an unserer Universität davon leben, dass Menschen bereit sind, von ihrem Überfluss abzugeben. Sonst gäbe es dieses Kirchengebäude nicht. Sonst wäre es nicht möglich, Studierende zu fördern. Sonst würde überhaupt nicht viel laufen.

Wir brauchen beide: die armen Witwen, die ihr letztes geben und auch diejenigen, die von ihrem Überfluss abgeben. Und wenn letztere sich durch das Beispiel der armen Witwe ein wenig an der Ehre gepackt fühlen und künftig mehr zu geben bereit sind, dann ist das nicht schlecht. Aber eines muss klar sein: Spenden muss freiwillig sein. Es muss eine Freude sein zu spenden oder sich für andere einzusetzen – nicht eine lästige moralische Pflicht, die man aus schlechtem Gewissen heraus erfüllt. Wir wollen in Kirche und Gesellschaft kein Klima, das Menschen klein macht und niederdrückt. Wir wollen ein Klima, in dem Menschen gerne und mit Lust großzügig sind.

3. Vorbild an Gottvertrauen

Und damit kommen wir schließlich zur dritten Seite unserer Erzählung. Als moralisches Vorbild ist die arme Witwe eindrucksvoll. Aber wir hätten zu wenig von dieser Frau gelernt, wenn wir von ihr nur den moralischen Impuls zur Großzügigkeit wahrgenommen hätten. Die arme Witwe hat noch etwas ganz Anderes zu bieten. In erster Linie beeindruckt die Witwe durch ihr großes Vertrauen in die Fürsorge Gottes.

Witwen hatten in jener Zeit einen erbärmlichen sozialen Status. Schon bei den alten Propheten galten die Witwen zusammen mit den Waisen immer als die exemplarisch Benachteiligten der Gesellschaft. Und zu Jesu Zeiten war die Lage keinesfalls besser. Durch die Heirat wurden Frauen damals Mitglieder der Familie ihres Ehemannes. Starb dann der Ehemann, war das soziale Netz des neuen Familienverbandes in vielen Fällen sehr durchlässig, auch der alte Familienverband fühlte sich nicht mehr zuständig. Witwen waren daher oft auf Almosen und Betteln angewiesen, um zu überleben.

Wir sollten bei der Witwe nicht an eine alte Frau mit gekrümmtem Rücken und Stock denken. Die durchschnittliche Lebenserwartung damals lag unter 40 Jahren. Witwen waren in vielen Fällen junge Frauen. Die Witwe in unserer Geschichte dürfte von daher etwa 30 oder 40 Jahre alt gewesen sein.

Betrachten wir vor diesem Hintergrund noch einmal die Spende der armen Witwe. Die Witwe legt ihr Geld in den sogenannten Gotteskasten ein. Diese Spenden waren freiwillig im Unterschied zur Tempelsteuer, die eine Pflichtabgabe beim Betreten des Tempels war. Vermutlich überwachte ein Priester den Gotteskasten. Er gab bekannt, wie viel jeder einlegte, und passte darauf auf, dass nichts wegkam. Wenn die Witwe ihr Scherflein in diesen Gotteskasten legte, dann war das ein Akt reiner Großzügigkeit. Es bestand keinerlei Erwartungsdruck. Jeder wusste, dass eine Witwe eigentlich nichts geben kann.

Aber die Witwe in unserer Erzählung ist eine stolze und selbstbewusste Frau. Sie will nicht von den Almosen anderer leben, sie will im Rahmen ihrer Möglichkeiten selbst anderen Gutes tun. Und um das zu unterstreichen, legt die Witwe auch nicht nur *eine*, sondern *zwei* Münzen ein. Mit dieser Tat schlüpft die Witwe aus der Opferrolle heraus, die ihr das Schicksal und die Gesellschaft zugewiesen haben. Sie wird zur Handelnden, zur Akteurin. Das macht Eindruck. Die Witwe wird an diesem Tag fasten, weil sie nichts zu essen hat – sie wird damit zum ersten Beispiel für ein diakonisches Fasten im Urchristentum. Sie ist aber keineswegs zu bedauern, sondern wertet sich damit selbst auf. Das erzählt uns etwas über das Urchristentum. Gerd Theissen schreibt: „Während es... in der Antike ein Zeichen der Oberschicht war, sich durch Wohltaten Ansehen und Einfluss zu verschaffen, wird diese Wohltätermentalität im Urchristentum auf kleine Leute übertragen. Die arme Witwe rückt in die Rolle einer (stolzen) Wohltäterin... Sie wird aus einem Adressaten der Hilfe zum Subjekt der Hilfe.“ Ihr Handeln ist ein Ausdruck von Stärke und Selbstbewusstsein.

Diese Stärke und dieses Selbstbewusstsein resultiert aus ihrem Vertrauen auf Gott. Die arme Witwe mit ihrem Scherflein lebt das, was Jesus seinen Jüngerinnen und Jüngern in der Bergpredigt nahelegt: „Sorget nicht um euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht um euren Leib, was ihr anziehen werdet. Seht die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater ernährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr als sie?“ (Matthäus 6,25f) Die Witwe vertraut Gott. Sie vertraut darauf, dass Gott sie nicht im Stich lassen, sondern um sie sorgen wird. Sie ist damit das Beispiel par excellence für die jesuanische Haltung des Nicht-Sorgens – ihrer Armut zum Trotz legt sie ihre beiden Scherflein in den Gotteskasten.

Und dann schauen wir von der armen Witwe auf uns selbst, auf alle unsere Sorgen und Mühen um unser Leben und unsere Gesundheit, wir schauen auf unsere Sorge um unser Geld und Gut, auf unsere Sorge um unser Ansehen, auf unseren Ehrgeiz, von anderen beachtet und berücksichtigt zu werden, auf unsere Angst, zu kurz zu kommen, auf

unsere Sorge gut dazustehen oder wenigsten besser dazustehen als die Konkurrenz. Wenn wir uns das alles klarmachen, unser eigenes Sorgen und Mühen, unser Kreisen um uns selbst, unsere Abhängigkeit von anderen, dann erst merken wir, in welcher Freiheit und in welchem großem Gottvertrauen die arme Witwe lebte. Dann wird deutlich, dass die arme Witwe in Wirklichkeit reich war, dass sie ihren unterlegenen Status in einen überlegenen zu verwandeln wusste, dass sie sich nicht als Objekt, sondern als Subjekt der Fürsorge verstand. Dann bleibt uns am Ende der Geschichte nur, Gott zu bitten, dass er auch uns ein solches Gottvertrauen und eine solche Freiheit schenken möge, so dass auch wir selbstbewusst leben und großzügig und ohne Angst geben können.

Amen.

(Wesentliche Inspirationen für die vorliegende Predigt verdanke ich einer Predigt von Christoph Dinkel.)